

Predigt im Universitätsgottesdienst am 23. September 2018, 17. Sonntag nach Trinitatis
Prof. Dr. Jens Herzer, Leipzig

Gnade sei mit uns, und Frieden von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Liebe Universitätsgemeinde, liebe Gäste,

Der Predigttext für den 17. Sonntag nach Trinitatis ist dem Buch des Propheten Jesaja entnommen:

Jes 49,1-6

49,1 Hört mir zu, ihr Inseln, und ihr Völker in der Ferne, merkt auf! Der Herr hat mich berufen von Mutterleibe an; er hat meines Namens gedacht, als ich noch im Schoß der Mutter war. 2 Er hat meinen Mund wie ein scharfes Schwert gemacht, mit dem Schatten seiner Hand hat er mich bedeckt. Er hat mich zum spitzen Pfeil gemacht und mich in seinem Köcher verwahrt. 3 Und er sprach zu mir: Du bist mein Knecht, Israel, durch den ich mich verherrlichen will. 4 Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und verzehrte meine Kraft umsonst und unnütz. Doch mein Recht ist bei dem Herrn und mein Lohn bei meinem Gott.

5 Doch nun spricht der Herr, der mich von Mutterleib an zu seinem Knecht bereitet hat, dass ich Jakob zu ihm zurückbringen soll und Israel zu ihm gesammelt werde – und ich bin vor dem Herrn wert geachtet und mein Gott ist meine Stärke –, 6 er spricht: Es ist zu wenig, dass du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und die Zerstreuten Israels wiederzubringen, sondern ich habe dich auch zum Licht der Völker gemacht, dass mein Heil reiche bis an die Enden der Erde.

Wenn es nicht doch letztlich abwegig wäre und wenn dieser Text nicht dem Buch des Propheten Jesaja entnommen wäre, dann könnte man meinen, er stamme aus einer politischen Bierzelt-Rede, wie wir sie in diesen Tagen gerade häufiger hören.

Der Duktus ist verblüffend ähnlich. Da ist sich einer seiner Sache sehr sicher. Er strotzt geradezu von Selbst- und Sendungsbewusstsein. Schon das erzeugt – nüchtern betrachtet – ein gewisses Unwohlsein, auch wenn wir natürlich seit langem an solche biblischen Texte gewöhnt sind. Und in dieser Gewöhnung hören wir oft nicht mehr, wie unerhört manche Texte sind.

Da fühlt sich offenbar einer zu Höherem berufen: „Der Herr hat mich berufen von Mutterleibe an; er hat meines Namens gedacht, als ich noch im Schoß der Mutter war.“ „Ich“ ist das dominierende Wort. Auf der politischen Bühne kennen wir das, nicht nur in Zeiten des Wahlkampfes. Selbstprofilierung, Selbstdarstellung ist das Eine. Aber wenn ein solches Selbstbewusstsein auf der politischen Bühne einen nationalen Duktus bekommt, nennen wir das heute Populismus. Und dass es in diesem Text um eine politische Frage, die in diesem Fall Israel als Nation angeht, ist offensichtlich. Es fällt einem sogar das Stichwort „Sammlungsbewegung“ ein: „Der Herr hat mich von Mutterleib an zu seinem Knecht bereitet, dass ich Jakob zu ihm zurückbringen soll und Israel zu ihm gesammelt werde.“ Ein Volk, eine Nation soll sich wieder sammeln, Israel soll wieder auf die politische Bühne zurückkehren. Der Ruf des Propheten ist ein Ruf zur Sammlung nach dem politisch erzwungenen Exil, nach dem Ende der Fremdherrschaft. Ein Volk, das sein Land wieder in Besitz nimmt. Der Streit um dieses Land dauert bekanntlich hin bis heute an.

Volk, Nation – das sind Begriffe, die wir heute möglichst meiden. Sie sind politisch nicht mehr korrekt. In der Bibel sind wir daran gewöhnt, wenn es um Israel geht, das Volk Gottes, um seine

Erwählung. Wenn wir den Text mit wachen Ohren hören, dann ist da einiges an Ambivalenzen wahrzunehmen. Weil dieser Text ein politischer Text ist, können wir nicht anders, als ihn vor dem Hintergrund unserer eigenen politischen Situation im Lande zu hören. Und das heißt zunächst und vor allem, genau hinzuhören, worum es geht. Als ausgewählter Predigttext in einem christlichen Gottesdienst stellt er uns zwangsläufig vor die Frage, was das mit uns zu tun hat.

Doch der Reihe nach. Da ist zunächst die eine Frage: Wer ist eigentlich dieser selbstbewusste Mensch, von Gott berufen nach eigenem Anspruch? Der „Gottesknecht“ – wie er sich selbst nennt? Die Ausleger sind sich nicht einig: Ist dieser „Knecht“ der Prophet selbst, eine messianische Gestalt, oder gar das Volk Israel? Die klare Antwort ist: Wir wissen es nicht. Die insgesamt vier sog. Gottesknechtslieder lassen diese Frage wohl bewusst offen.

Wichtiger noch ist wohl die Frage, ob der Anspruch, der hier so vollmundig erhoben wird, glaubwürdig ist. Auch wenn auf der politischen Ebene diese Art von Sendungsbewusstsein nicht selten ist, in den Kirchen, in Sachen des Glaubens, ist sie uns heute gründlich verloren gegangen. Auch Paulus hat davon gesprochen, wir haben es in der Epistel gehört: Wer glaubt eigentlich noch unserem Predigen? (Röm 10,9-18) Müssten wir heute nicht eigentlich fragen: Glauben wir das selbst noch? Glauben wir noch, dass die Kirche eine Zukunft hat. Könnte uns ein wenig mehr Sendungsbewusstsein helfen? Oder sollten wir uns nicht vielmehr im Vertrauen auf Gott der Unsicherheit stellen, die Lage nüchtern einschätzen und – gleichsam wie Israel – aus dem Exil unserer Niedergangsklagen herausfinden mit dem Mut, nach ganz neuen Wegen zu suchen. Stattdessen verlieren wir uns in einem Aktionismus, der nur den Mangel verwaltet und darin an den alten Strukturen festhält – ohne zu merken, dass das keine Zukunftsstrategie ist, sondern der Anfang vom Ende.

Der Anspruch, den der Text uns vor Augen führt, ist tatsächlich hoch. Natürlich sind es nationale Töne, die hier angeschlagen werden: Israel als das von Gott erwählte Volk. Doch Jesaja geht darüber hinaus und erweist sich geradezu als Prophet der Globalisierung. Er lässt den Gottesknecht die Völker direkt anreden! Seht her: Was hier an Israel geschieht ist ein Zeichen für euch, eine Verheißung der Teilhabe am Heil des Gottes Israels: „Es ist zu wenig, dass du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und die Zerstreuten Israels wiederzubringen, sondern ich habe dich auch zum Licht der Völker gemacht, dass mein Heil reiche bis an die Enden der Erde.“ (Vers 6). Es klingt ja alles irgendwie großartig: Licht für die Völker, das ihnen den Weg weist zu den Verheißungen des Gottes Israels, der ein Gott aller Menschen ist. Das ist großartig und zugleich auch beängstigend. Das ist auch für Israel starker Tobak, relativiert es doch seine exklusive Verheißung. Was bleibt vom Heil und Wohlstand, wenn plötzlich alle etwas davon abhaben wollen? Das Evangelium (Mt 15,21-28) hat das thematisiert: Die Fremden im Land sollen nicht mehr nur die Brosamen bekommen, die von den Tischen fallen. Selbst Jesus musste hier umdenken! Was bleibt von der Erwählung, wenn alle teilhaben sollen? Nicht nur wir, sondern auch die Völker, die – um in der Metaphorik des Textes zu bleiben – die unser Licht zu uns führt? Globalisierung macht Angst, weil sie die Welt für den Einzelnen unübersichtlich und unberechenbar macht – und ihn darin überfordert. Gegen diese Angst nützt auch kein gesteigertes Sendungsbewusstsein. Und was hier so toll klingt, ist eine politische Agenda, die auch in Israel nicht viel mit der Wirklichkeit zu tun hatte. Gerade das Jesajabuch ist voll von Kritik an den sozialen Unge-

rechtigkeiten, von Anklage der Schuld Israels, von Anklagen gegen die Hirten Israels und so manchem mehr.

Schauen wir also noch etwas genauer in den Kontext des Prophetenbuches: Was hier in Jes 49 so großartig klingt, ist eigentlich nach menschlichem Ermessen eine Geschichte des Scheiterns: Der hier so selbstbewusst auftritt, jener Gottesknecht, der von sich noch vollmundig tönte, der Herr habe ihm gesagt: „Du bist mein Knecht, Israel, durch den ich mich verherrlichen will“ (V. 3) – dieser Gottesknecht ist vor allem durch sein ganz und gar nicht mehr glanzvolles Ende bekannt. Die vier sog. Gottesknechtlieder im Jesajabuch zeichnen so etwas wie die idealtypische Biographie einer tragischen Berufung, die im letzten Text in Jes 52/53 mit dem gewaltsamen Tod des Gottesknechtes als Höhepunkt seiner Berufung endet. Das Leiden des zwar von Gott berufenen, aber von allen letztlich verkannten Gottesknechtes wird zum Grund für das Heil Israels: „Durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Jes 53,5).

Auch hier wissen wir immer noch nicht, wer das eigentlich ist. Der Nebel um die Person des Gottesknechtes bleibt so dicht, dass man davon ausgehen muss, dass die Identifizierung bewusst offen gelassen wird. Aber die literarische Ambivalenz der Gestalt macht vor allem eines deutlich: Auch der größte Anspruch an die Erwählung durch Gott ist ein Anspruch, der die Erwählten in eine Verantwortung hineinführt, die unter Umständen auch den Einsatz des Lebens für andere einschließt. Vielleicht ist dies die Konsequenz aus einer übersteigerten Sendungsgewissheit, die Gott selbst letztlich zurechtrückt: Der, der mit seinem selbstbewussten Auftreten noch kämpferisch den anderen Nationen und Völkern seine Berufung durch Gott entgegenschleudert, mit militärischen Metaphern gar – Schwert, Pfeile und Köcher, Schatten der Hand Gottes (V. 2) – der wird von Gott selbst in die Hingabe für die Völker geschickt.

So kann man sich täuschen, so kann man in seinem Sendungsbewusstsein fehl gehen. Martin Buber hat es einmal so ausgedrückt: Erst der leidende Prophet sei die Vorgestalt des handelnden Messias (M. Buber, *Der Glaube der Propheten*, Heidelberg ²1984, 277). Buber hat natürlich nicht den im Blick, den wir mit dem Gottesknecht identifizieren und der für uns zum Messias geworden ist. Aber auch für Buber war deutlich, dass der Messias nicht einfach eine der immer wieder auftauchenden politischen Lichtgestalten ist, sondern jemand, der im Leiden den Weg zur Erlösung weist. Dieser Zusammenhang ist wichtig, damit wir die Sache mit dem Leiden als Weg zur Erlösung nicht verallgemeinern: Es ist eine besondere Erwählung Gottes, die den Knecht ins Leiden für „die Vielen“ führt, wie es dann im Neuen Testament von Christus gesagt wird. Das Leiden des Gottesknechtes, das Leiden des Messias, das Leiden des Christus ist nicht für alle Menschen die Vorausdarstellung ihres Weges zum Heil. Diese Vorstellung ist nur allzu oft missbraucht worden, um Menschen zu entmündigen. Das Leiden des Gottesknechtes ist nicht Vorbild. Es ist die Voraussetzung, die den Weg ebnet.

Nicht im Nationalismus der Sammlungseuphorie, sondern in der Hingabe der von Gott dazu berufenen „Lichtfigur“ liegt jenes Heil begründet, das jeden Nationalismus hinter sich lässt – Heil, das für die Einzelnen wie für Israel weit über die Restauration des Verlorenen hinausgeht: Der Prophet, der den Völkern der Welt das Ende des Exils Israels ankündigt, spricht damit keine Drohung aus, sondern ruft ihnen zu, dass damit auch ihr Heil seinen Anfang nimmt. Der ebenso salbungsvolle wie oft missbrauchte Begriff „Heil“, den Luther in unsere deutsche Bibel einpräg-

te, das ist kein euphorischer Jubelruf, wie ihn schon die römischen Cäsaren für sich beansprucht haben. Unsere deutsche Geschichte hat diesen Begriff gründlich diskreditiert. Gemeint ist in unserem Text die Rettung aus der Not. Und der Retter, das war in Luthers Sprache der „Heiland“. Was das konkret bedeutet, formuliert das vierte Gottesknechtslied – in der Übersetzung Luthers: „Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Jes 53,5). Im Hebräischen gibt es unterschiedliche Wörter dafür; das „Heil“, von dem in unserem Text die Rede ist, das ist die Rettung aus den Folgen schwerwiegender Fehler, die als Strafen empfunden werden und das Leben der Menschen in ihrem inneren und äußeren Frieden gefährden. Rettung und Heil sind daher vor allem eine Befreiung von den Mächten, die das Leben bedrohen und zerstören. Glaube an das Heil Gottes ist in seinem Wesen Freiheit. Als eine solche Freiheit soll diese unsere Heilung ein Leuchtzeichen für alle Menschen werden. Und da beginnt der Gottesglaube auch bei uns, politisch zu werden. Auch wenn wir von unserem Text aus nicht allzu schnell bei Jesus ankommen sollten, so wird doch der Text im Rückblick des Glaubens auch transparent für das, was wir mit seinem Leben und Sterben für uns verbinden. Von der individuellen Gewissheit, dass im Vertrauen auf Gott durch die Hingabe des Gottesknechtes Schuld vergeben werden kann, dass auch meine Wunden geheilt werden können – von dieser Gewissheit her wird der Blick geöffnet zur Verantwortung für die Welt, in der wir leben.

„Es ist zu wenig, dass du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und die Zerstreuten Israels wiederzubringen, sondern ich habe dich auch zum Licht der Völker gemacht, dass mein Heil (hebr.: *jeschua 'ti*) reiche bis an die Enden der Erde.“

Heilung der Wunden zwischen Israel und den Völkern, das Miteinander der Völker gegen Hass und Krieg, Teilhabe statt Ausgrenzung – darum geht es. Wie schwierig das ist, lässt sich auch auf unseren Straßen besichtigen. Vor allem an der Korrektur der übersteigerten „Ich“-Bezogenheit dessen, der sich hier als Auserwählter in den Vordergrund rückt, wird deutlich, dass diejenigen, die sich als Auserwählte und Privilegierte sehen, für diese „Heilungsprozesse“ in der Gesellschaft eine besondere Verantwortung tragen. Und besondere Verantwortung meint immer auch, in besonderer Weise zur Rechenschaft gezogen zu werden für das Tun und Lassen. Eine Perspektive, die in unserer Zeit keine Rolle mehr zu spielen scheint. Und zwar besonders bei denen, die in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft diese Verantwortung tragen, ihr aber nicht gerecht werden, weil sie in Postengeschacher und Lobbypolitik den Blick für die Lebenswirklichkeit der Menschen verloren haben.

Und weil wir schon beim Thema sind – noch ein Letztes. Selbsternannte „Lichtgestalten“ gibt es viele. Glaubwürdig sind die wenigsten davon. Auch Paulus hat sich als Apostel in dieser Linie des prophetischen Selbstverständnisses gesehen: Als Apostel der Heiden, als „Licht für die Völker“. Nicht für jeden war er damit glaubwürdig. Der Episteltext aus dem Römerbrief (Röm 10,9-18) lässt dies noch erkennen: Für Paulus war es das Evangelium von Tod und Auferweckung Jesu, in dem er das Licht für die Völker erkannte. Und doch klagt er – auch mit Worten des Propheten Jesaja:

„Aber nicht alle sind dem Evangelium gehorsam. Denn Jesaja spricht: »Herr, wer glaubt unserem Predigen?« (Jes 53,1) Doch kommt der Glaube gerade aus der Predigt, das Predigen aber ist dem Wort von Christus verpflichtet. Ich frage aber: Haben sie es denn nicht gehört? Doch, es ist

ja »in alle Lande ausgegangen ihr Schall und ihr Wort bis an die Enden der Welt« (Ps 19,5).“ (Röm 10,16-18)

Von den Enden der Erde sprach auch unser Text: „... ich habe dich auch zum Licht der Völker gemacht, dass mein Heil reiche bis an die Enden der Erde.“ Und aus dieser globalen prophetischen Perspektive leitet auch der Auferstandene Christus für seine Jünger den Auftrag ab: „Ihr werdet meine Zeugen sein ... bis an die Enden der Erde“ (Apg 1,8; vgl. auch 13,47).

Licht der Völker! Den Menschen zum Zeugnis für „das Heil“, die Heilung, zur Wegweisung und Rettung aus den Dunkelheiten und Wunden unserer Welt, mit denen wir täglich konfrontiert sind. Vom Ärger über unfähige Politiker, über den Klüngel in den Führungsetagen der Gesellschaft, die Wut über die scheinbar ungebremste Gier der Reichen und Mächtigen, die Angst vor dem „Dunkeldeutschland“ bis hin in zu den Nöten, die uns persönlich belasten und niederdrücken und die in keiner Schlagzeile vorkommen. „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein helles Licht“ (Jes 9,1) – das ist die Perspektive, die unser Prophet Jesaja bereits vor Augen hatte und die das Evangelium auf neue Weise in diese Welt bringt. Wenn die Trinitatiszeit zu Ende ist, ist diese Weihnachtsbotschaft nicht mehr weit.

Selbsternannte Lichtgestalten gibt es viele, und ihr Licht blendet uns, vorzugsweise – ich hatte es angedeutet – in Bierzelten. Doch der, der durch sein Leben und Sterben zum Licht der Welt geworden ist (Joh 8,12), der mutet eben dies – wie einst der Prophet seinem Volk Israel – auch uns zu: „Ihr seid das Licht der Welt“ (Mt 5,14). Was das bedeutet, das werden wir nicht aus Bierzelt-Reden erfahren. Es ist auch kein Grund zu übersteigertem Selbstwertgefühl. Was das bedeutet, liebe Gemeinde, das müssen wir lernen. Und wir lernen dies überall dort, wo wir aus der Gewissheit unserer Heilung, mit offenen Herzen und im Vertrauen auf Gott in unserer Welt mutig Verantwortung übernehmen, wo immer es möglich ist, wo immer es Not tut. Wir lernen dies, wenn wir im Licht des Evangeliums auch mutig protestieren, wo das Dunkel von Gier und Hass sich breit machen. „Es ist zu wenig, dass du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und die Zerstreuten Israels wiederzubringen, sondern ich habe dich auch zum Licht der Völker gemacht, dass mein Heil reiche bis an die Enden der Erde.“

Amen